

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 101.

Sonntag, den 30. April 1905.

20. Jahrgang.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Zum 70. Geburtstag Franz v. Defreggers.

Am 30. April vollendet Franz von Defregger sein 70. Lebensjahr. Eine von seltenen Erfolgen gekrönte reiche künstlerische Tätigkeit ist es, auf die der berühmte Künstler zurückblickt geehrt und bewundert überall, wo deutsche Kunst gekannt und geschätzt ist, vor allem im Vaterlande und in wahrhaft rührender Weise in seiner engeren Heimat Tirol. Dort in der letzten Hütte und im fernsten Thal klingt der Name Defregger wieder, mit Liebe und Stolz zugleich genannt. Franz von Defregger wurde am 30. April 1835 in Stronach im Pustertal als Sohn eines Bauern geboren. Er begann schon in früher Jugend beim Viehhüten zu zeichnen und in Holz zu schneiden und ging 1860 mit seinem aus dem Verkauf des väterlichen Gutes gewonnenen Antheil nach Innsbruck, um unter Leitung des Prof. Stolz Bildhauer zu werden.



Da er jedoch mehr Geschick zum Maler zeigte, ging er nach München und besuchte die Kunstakademie, aber ohne entscheidenden Erfolg. Nach einem Aufenthalt in Paris 1863-65 und in seiner Heimat trat er 1867 in das Atelier Piloty's, und jetzt fand er das Gebiet auf dem sich seine Begabung schnell entwickeln sollte, indem er Motive aus dem Tiroler Volksleben zu behandeln begann. Seine ersten Bilder schon erwarben ihm durch die gemüthvolle Auffassung und tiefe Empfindung einen geachteten Namen. Seine Bilder sind Legion. Er ist einer der vorzüglichsten Genre-maler Deutschlands, der das Volksleben mit richtigem Bild und voller Wahrheitsliebe am glücklichsten von seiner heiteren Seite erfasst. Er ist Professor an der Münchener Universität und befißt die große Medaille der Ausstellungen von Berlin und München. 1883 wurde ihm der persönliche Adel verliehen.

LOKALES

Wiesbaden, den 29. April 1905.

Vom Wetter im Mai entwirft sich ein anmuthiges Bild: 1. bis 6.: Die Temperatur steht unter dem Mittel. Die Niederschläge sind in den ersten Tagen zahlreich und nehmen dann ab. Die Witterung ist vorwiegend trübe und kühl. Der 4. Mai ist ein kritischer Tag 3. Ordnung, 7. bis 10. Mai: Das Wetter bleibt noch trübe und kühl. Die Temperatur liegt andauernd unter der normalen. Verbreitete Niederschläge finden statt. Erst gegen Mitte Mai soll die Temperatur steigen, die Niederschläge abnehmen und sommerliches Wetter eintreten.

* **Obligatorische Leichenbestellung.** Für sämtliche großen Städte Preußens wird demnächst eine Verordnung erlassen werden, die aus gesundheitlichen Gründen eine einheitliche Regelung der Bestattung dahin erstrebt, daß jede Leiche spätestens 48 Stunden nach dem Eintritt des Todes in die Leichenhalle überführt werden soll. Von dort aus wird jede Beisetzung erfolgen.

* **Pensionirte Offiziere im Eisenbahndienst.** Hinsichtlich der Anstellung von verabschiedeten Offizieren im Eisenbahndienst hat der Minister der öffentlichen Arbeiten folgenden Erlaß an die Eisenbahndirektionen gerichtet: „Verabschiedete Offiziere, denen die Aussicht auf Anstellung im Civildienst des betr. Bundesstaates verfallen ist, erhalten bei der Anstellung als Eisenbahnassistent ohne Rücksicht auf die Länge der Militär- und Civildienstzeit von den den Militärämtern vorbehaltenen Stellen jede 15. Stelle, sofern sie nicht schon eher aus Grund ihres Anwärterdienstalters in der Reihenfolge der vorzugsberechtigten Militärämter eine entsprechende Stelle erhalten können.“

* **Die Wiesbadener Allgemeine Poliklinik, Heilenstraße 19** hat den Zweck hat unbemittelten Kranken spezialärztliche Behandlung und nach Möglichkeit Arznei und Verbandmittel unentgeltlich zu liefern und im Betriebsjahre von 3840 Kranken aufgeführt wurde. Diese entkamen nicht nur der notorisch geworden, der öffentlichen Armenpflege unterstellten Bedürftigkeit, sondern vor allem auch jenen Kreisen, die das zum Leben Nothwendige aufbringen können ohne den durch Krankheit entstehenden Sonderausgaben gewachsen zu sein. Namentlich für die Frauen und Kinder der arbeitenden Klassen stellt so die Poliklinik eine Einrichtung von größter Bedeutung dar, sowie auch für das zunächst durch die Krankenversicherung versorgte Familienoberhaupt nach Ablauf seiner Ansprüche an die Krankenkasse. Hier muß dem auch von kollegialer Seite oft erhobenen Vorwurf entgegengetreten werden, daß in der Poliklinik zahlungsfähiges Publikum behandelt werde. An sich beweist die Thatsache, daß der eine oder andere Patient seinen Privatarzt einmal bezahlt hat durchaus nichts gegen seine Bedürftigkeit, da ihn eben das einmalige Aufbringen der Kosten in Fällen langer Krankheitsdauer materiell vollständig erschöpft hat. Diese Fälle sind nicht selten. Das übrige bei der Aufnahme der Personalien strengstens auf die Frage der Bedürftigkeit des Patienten geachtet wird, ist selbstverständlich. Der Zweck der Anstalt hat leider in weiten Kreisen der wohlhabenden Bevölkerung noch immer nicht die verdiente Würdigung und Unterstützung gefunden, deren sie zum Fortbestehen bedarf. Erfreulicher Weise haben die städtischen Behörden ihren Beitrag auf 1000 A. erhöht, auch haben eine Anzahl von Wohlthätern mit einmaligen oder regelmäßigen Beiträgen sich eingefunden. Besonders einer Zunahme der letzteren bedarf es dringend, um den Etat der Anstalt dauernd im Gleichgewicht zu halten. Auch der kleinste Beitrag ist willkommen. Zur Entgegennahme ist wie bisher der Kassirer, Herr Karl Eugen Bühler jr., Marktstraße 19, bereit, sowie jeder der Anstaltsärzte. Die Erhebung der Jahresbeiträge wird demnächst erfolgen. Das Aerztel collegium beklagte im verfloffenen Jahre den Tod des Herrn Dr. Meier des langjährigen Vertreters der Ohren-, Nasen- und Halsbehandlung. Sein Nachfolger ist Herr Dr. Liders, während Herr Dr. Feindt den leider zurückgetretenen Herrn D. Gg. Knauer ersetzt hat.

* **Cabaret.** Am 1. Mai findet bestimmt die Eröffnungsvorstellung des neugegründeten Cabarets im Reichshallentheater statt. Die Leitung hat ein ganz außerordentliches Programm zusammengestellt. Eingeleitet wird der Abend durch das einaktige Drama „Der Weichensteller“ von Claude Roland. Das folgende Drama hat in Paris über 400, in Berlin 140 Aufführungen erlebt. Der zweite Theil des Abends bleibt dem Humor gewidmet und kommen in diesem aktuelle Cabaretgefühle, sowie Regitationen zum Vortrag. Hierbei sei besonders auf die Dikseuse Fräulein Hansi Herzog aufmerksam gemacht. Der Schluß des Abends bringt uns den französischen Schwan „Die tugendhafte Germanee“ von Claude Roland, in welchem die Herren Rothmann und Adolphi hervorragend beschäftigt sind. Der Abend verspricht also genutzreich zu werden und es wird ein hoffentlich guter Besuch die eifrigen Bemühungen des Herrn Direktors Meyer, etwas wirklich Gedeigendes zu bieten, lohnen. Also auf ins Cabaret!

* **Gefangenen-Verein Wiesb. Männerklub.** Die am Mittwoch Abend stattgehabte 1. ordentliche Generalversammlung war zahlreich besucht. Der 1. Vorsitzende erstattete seinen Geschäftsbericht, der ebenso wie der Rechenschaftsbericht des Kassirers beifällige Aufnahme fand. Der Verein besteht aus 210 Mitgliedern, einschließlich 8 Ehrenmitgliedern. Im Laufe des verfloffenen Jahres starben 3 Mitglieder, darunter ein Ehrenmitglied. Die Versammlung ehrte das Andenken der Verstorbenen durch Erheben von den Sätzen. Es wird der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß der Verein unter der umsichtigen Leitung seines Dirigenten, Herrn Lehrer Grimm sich immer mehr entfalten möge. Eine Kommission hatte vor Kurzem das Vereinsinventar abgeprüft, worüber der 2. Schriftführer referirt. Dasselbe repräsentirt einen Werth von etwas über 2000 A. In Rechnungsspielfern wurden die Herren Preuser, Jans und Rell bestimmt. Der seitherige Vorstand wurde nahezu einstimmig wiedergewählt. Da die Zeit mittlerweile sehr vorgeschritten war, wurde der weitere Punkt der Tagesordnung auf die 2. ordentliche Generalversammlung verlegt. Zum Schluß dankte Herr Ringel im Namen der Anwesenden dem Vorstande für die prompte Geschäftsleitung, worauf der Vorsitzende mit einem Hoch auf den Verein die Generalversammlung schloß.

* **Allgemeine Gewerbeschule.** Das Sommerhalbjahr nimmt am 2. Mai seinen Anfang. Zunächst beginnt an diesem Tage (Dienstag) der Unterricht in der Fachschule für Bau- und Kunstgewerbetreibende, die gewerbliche Zeichenschule hat ihren ersten Unterricht am Sonntag, 7. Mai, am 9. Mai beginnen die Fachkurse für Schreiner und Schuhmacher, am 10. Mai der gewerbliche Abendzeichnenunterricht. Die Vorbereitungsschule für schulpflichtige Knaben fängt ihren Unterricht Samstag den 6. Mai, die Mobelwerkstatt Sonntag, den 7. Mai an. Die Anmeldungen sind baldigst im Zimmer 11 der Gewerbeschule zu bewirken.

* **Fußballsport.** Am 2. Osterfeiertage spielte die 1. Mannschaft des Wiesbadener Fußballklub Germania gegen die 1. Mannschaft des Wiesbadener Fußballklub Riders mit 0:0.

Hohenlohesche Hafer-Flocken

geben delikate Suppen
billig und nahrhaft. o
Bewährte Kindernahrung.

In gelben Packeten mit dem Bilde der Schmetterling.

Diätetisches Nahrungsmittel. Unerreicht: 98,01% Weizenweiss. — Geschmackslos. — Nervenstärkend, Appetitanregend, Kräftigend. Aerath empfohlen. 125 Gr.-Packung Mk. 2.50 in den Apotheken u. Drogerien. Vertreter: **Friedr. Krauss.** Wiesbaden, Seerabenstrasse 15, III.

Künstlerische Photographie. **Karl Schipper,** 31 Rheinstr. 31. Tel. 2786

Wilh. Sauerborn, Handelslehrer, 4 Wörthstraße 4.

Gewissenhafte Ausbildung von Herren u. Damen zu perfekten Buchhalterinnen u. Buchhalterinnen. Nur gediegener Einzel-Unterricht. Mäßiges Honorar. Keine Vorkurszahlungen. Vorzügliche Erfolge bei zahlreichen Damen und Herren, die nach erfolgter Ausbildung gute und sehr gute Stellen erhielten. 8329

Marburg's Schwedenkönig, bester Magenlikör.

Friedrich Marburg, Wiesbaden, Neugasse.

768

Neu eröffnet!

Neu eröffnet!

Kolonialwaren, Konserven, Kaffee, Thee, Kakao.

Herm. Klärner, Wiesbaden,

2 Emserstrasse 2.

Ecke Schwalbacherstrasse.

Einem verehrlichen Publikum von Wiesbaden und Umgegend, sowie einer werten Nachbarschaft die ergebene Mitteilung, dass ich **Samstag, den 15. April cr.,** hiernächst, **Emserstrasse 2, Ecke Schwalbacherstrasse,** ein

Kolonialwaren- und Delikatessen-Geschäft

eröffnet habe. Ich erlaube mir zu bemerken, dass ich prinzipiell **nur erstklassige Qualitäten** zum Verkauf bringe und wird es mein eifrigstes Bestreben sein, alle Aufträge streng reell und prompt zu erledigen.

Wiesbaden, im April 1905.

9143

Hochachtung

Herm. Klärner.

2. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 101.

Donnerstag, den 30. April 1905.

20. Jahrgang.

Berliner Brief.

Von H. Schild.

Konrad verheißt.

Ein medizinisches Novum. — Die Panik unter den Menschengenossen. — Die Schillerfeier. — Schiller für 20 Bg. — „Ja, wir Charlottenburger.“ — Vos von Berlin. — Die Kunstausstellung. — Einöbischer. — „Ja, wir Moabit.“

Man kann es nicht mehr verschweigen, ein trüber Schatten fällt auch nach dem Osterfest auf das zurzeit so sonnig frohe Berlin. Drei Fälle von Genickstarre sind in Berlin konstatiert. Was das für ein böses Ding ist, das ahnen zurzeit nur die Wenigsten. Ich erinnere mich noch ganz deutlich der schlimmen Tage, als die Influenza als Krankheitsnebel plötzlich hier und dort aufstauete und die Menschen zu beunruhigen begann. Was machte man über diese epidemische Plage nicht alles für Scherz; erstere und immer ernster wurden die Influenzafälle, bis zahlreiche tödliche Fälle allen Kuren durch Antiprin und durch Grogg Hohn sprachen. Heute ist man der Influenza gegenüber sehr misstrauisch und man geht ihr sehr energisch zu Leibe. Die Genickstarre ist ein medizinisches Novum, und man weiß noch nicht recht, was man mit ihr anfangen soll. Das eine aber weiß man, daß sie eine äußerst gefährliche Epidemie darstellt, so daß es gar nicht verwunderlich ist, wenn sich der Berliner Bürger und ihrer anwohnenden Vorortsbewohner eine nennenswerte Beunruhigung bemächtigt hat. Wie bei allen Befürchtungen, wird aber auch hier wieder arg übertrieben; ein bißchen Schrecken im Genick sind bei besonders kranken Menschen geeignet, eine Panik hervorzurufen. Ich habe während der Osterfeiertage die laienhaftesten Ansichten über die böse Krankheit anhören müssen, aber ich habe noch nichts von einem Hausmittel gehört, ein Beweis, wie unpopulär — wenn ich so sagen darf — die neue Menschenplage ist. Die Angst vor ihr paßt recht schlecht zu der festlichen Stimmung, die teilweise in Berlin schon herrscht, teilweise ihre Schatten vorauswirft.

Vor allem ist es die Schillerfeier, deren Ansätze man überall begegnet: Berlin rüht sich, energisch und ausdauernd zu der Feier, das muß uns der Reiz lassen. Da ist der Staat, da ist die Stadt, da die Universität offiziell, die Berliner Studentenschaft im besonderen, dort Vereine, hier Logen, hier die Theater, dort literarische Gesellschaften — sie alle rufen. Die Industrie rüstet mit, allerdings nur insofern, als sie durch Gelegenheits-Artikel Augen aus der Schillerbegeisterung ziehen will. Die Büstenfabrikation, wohlverstanden die Gipsbüstenfabrikation, arbeitet mit Hochdruck, und draußen im Nordosten Berlins, wo seit Jahren die zweite Heimstätte der Figurenmänner ist, der hier eingewanderten Italiener herrscht eine fieberhafte Tätigkeit. Jeden Morgen kommen die braunen Söhne und Töchter des sonnigen Landes in das Stadtimnere, wohlbeпадt mit Schillerbüsten aller Art, groß und klein, in Pose und schlicht in Haltung und Ausdruck und man kann seinen Schiller jeht — wenn es tief in der Nacht ist und das Geschäft nicht mehr recht gehen will — schon für

20 Bg. erstehen. Es ist erstaunlich, was für Schillerverehrer und für Schillerkennner unter den Figurenmännern sich befinden. Man hat bis jetzt wirklich noch nicht gewußt, daß Schiller in Italien so beliebt ist. Die Musikalienhandlungen überfüllen ihre Schaufenster mit Kompositionen der Schiller'schen Glocke, die Buchhandlungen mit Schiller-Ausgaben. Es ist etwas Erhabenes um die Popularität.

Ein populärer Zug geht auch durch die Veranstaltungen, die zur 200-Jahrfeier unserer Nachbarstadt Charlottenburg getroffen werden. Es ist noch heute für viele höchst befremdlich, wenn man von der Stadt Charlottenburg spricht. Ich betone das Wort „Stadt“. Trotz des fortwährenden Wachstums von Charlottenburg haben die Jahrzehnte es zur Gewohnheit gemacht, daß man diese Nachbarstadt als zu Berlin gehörig betrachtet. Aber wie wenig ist dieser Geist in Charlottenburg selbst zu finden. Dort gilt der Ruf „Vos von Berlin“, und in Wirklichkeit ist dieser Ruf auch schon lange in die Praxis umgesetzt. Sie wollen von uns nichts mehr wissen; sie haben ihre eigenen Denkmäler, ihre eigenen Steuern, ihre eigenen Theater, ihre eigenen Senationen, und wenn die Charlottenburger zu ihrer 200-Jahrfeier jeht ihr Kaiser-Friedrich-Denkmal und ein neues Rathaus weihen, so tun sie das mit einem Stolz, als ob sie niemals von Berlin abhängig gewesen wären. Stolz veranstalten sie auch ein Bürgerfest und rufen: „Ja, wir Charlottenburger!“

Wenn dieser Partikularismus verallgemeinert werden sollte, so wird um Berlin herum gleich manch anderer Ruf gehört werden, und „Ja, wir Rixdorfer“, oder „Ja, wir Schöneberger“, dürfte gar nichts Auffälliges sein. Vielleicht hätten die Moabiter dazu auch ein Recht, denn seit langem haben wir draußen in Moabit die Kunstausstellung, wohl-gemerkt, die große Berliner Kunstausstellung. Aber ebenso richtig wie es ist, daß diese Kunstveranstaltung draußen in Moabit ist, ebenso richtig ist es, daß die Moabiter als solche mit der Kunstarbeit in dieser Richtung wenig oder gar nichts zu tun haben. Und wie stolz könnten sie in diesem Jahre auf die Veranstaltung sein; wie stolz, sage ich, denn selten ist sie so gut gelungen, wie diesmal. Es ist in Berlin bereits allenthalben rum, daß sie wohl gelungen ist, daß die Landschaftler und die Porträtisten, die Genre-maler und die Historiker, die Heiligen und die Unheiligen, die Radierer und die Bildhauer, daß sie alle Vortreffliches geleistet haben und daß der Vorsitzende der Ausstellung sich in seinem Tagelohn, in Kunstverständnis und in praktischem Blick für die Ueberblicklichkeit ganz besonders hervorgetan hat. Noch ist der Ausstellungspark durch die Launen des April wenig einladend, und der Strauß-Epigone, Julius Einöbischer, der interessante Walzerdirigent, muß seinen Stolz noch im großen Saal schwingen, aber sicherlich wird diesmal er und seine Weisen, sicherlich wird die ganze Veranstaltung viel Volt hinaus in den Ausstellungs-Palast locken, und vielleicht rufen dann doch noch die Um- und Anwohner stolz aus: „Ja, wir Moabiter!“

Eine ganz hervorragende Auswahl
bester und haltbarster Qualitäten

Trikothemden

finden Sie in allen Größen und Weiten zu billigen
festen Preisen in dem

Strumpfwaren- u. Trikotagenhaus

7854

von

L. Schwenck, Mühlgrasse 13.

Rheinisch-Westf.

Handels- und
Schreib-Lehr-Anstalt.

Wiesbaden, Rheinstrasse 103.



Gründl. Ausbildung für den kaufm. Beruf
Buchführung, Rechnen, Handelskorrespondenz,
Stenographie, Maschinentypen und Schönschreiben.

Tag- und Abendkurse.

Prospekte gratis und franko. 6397

Wegen Aufgabe des Geschäftes

Ausverkauf v. Geschäftsbüchern, Brief-
ordnern, Brief-, Kanzlei-,
Konzept-, Packpapier pp. und sämtlichen Bureau-
artikel, sowie alle in das Papier-, Schreib- und
Zeichensach einschlagende Waren zu billigen Preisen.

Nur Schulhefte

werden als Spezialität in bekannter bester Quali-
tät weiter angefertigt, worauf ich Lehranstalten und
Pensionate ganz besonders aufmerksam mache. 8545

W. Hillesheim, Papier- u. Schreibwaren-
handlung.
Kirchgasse 40.

Photoplastische Gesellschaft für Alt-Nassau

mit beschränkter Haftung

Taunusstrasse 43.

(Hotel Rheinstein)

Nähe Kochbrunnen.

Wiesbaden,

Fernsprecher 3175.

Vormals Fritz Gärtner, Hofphotograph Fritz Bornträger Nachf.

Taunusstrasse 43.

(Hotel Rheinstein)

Nähe Kochbrunnen.

Vornehmstes Atelier für moderne künstlerische Bilder

Sonntags bis 5 Uhr geöffnet.

Osteraufträge rechtzeitig erbeten.

Besonders gepflegt:

Photoplastische Bilder.

6402

Ideale Vereinigung von Photographie, Bildhauerei und Malerei.

Besichtigung unserer Schaufenster erwünscht.



Gartenmöbel,
Balkonmöbel,
Rollschutzwände,
Drahtgeflecht, Gartengeräte
billigst in grosser Auswahl.

M. Frorath Nachf.

Kirchgasse

10.

Kirchgasse

10.

9259

Brennholz

Altholz p. St. 1.20 M.
Anzündholz „ 2.20 „
Franko Haus, liefert
H. Carstens, Zimmermstr.
Säger u. Habelwerth, 6309
Lahnstraße 12 und 14.

Für empfindliche Füße:

empfehle ich
nahtlose Strümpfe und Socken
aus Daunenwolle,

ungemein weich und fein, dabei sehr haltbar
und nicht filzend. 9285

Paar 1.25 bis Mk. 2.—

Ludwig Hess,

18. Webergasse 18.

Volster, Tapetier- und Dekorations-Geschäft

Franz Hild, Wiesbaden, Fehrstraße 1 P.

Ausarbeiten eines Sofas von 6 Mt. an, Matratzen 3 Mt., Sprung-
rahmen 4,50 Mt., Gardinenaufnahmen per Fenster von 45 Pf. an.
Dekorationen billigst nach Uebereinkunft. — Einleumlegen per qm
40 Pf. Bestellen Sie Preisliste. Bei Umzügen Einrichten ganzer
Wohnräume. 8231

Kolonial-Kaffee

Usambara-Mischungen

sehr kräftig u. aromatisch
empfiehlt

1/2 Kilo
1.45
1.70

C. Acker Nachf.

E. Hees jr.

Wiesbaden, Gr. Burgstr. 16.

Emaill-Schilder

und Porzellan-Malerei

Rheinstr. 31, H. p.

6057



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

~ ~ ~ Mißverstanden. ~ ~ ~



- „Kann ich Herrn Studiosus Vollrath sprechen?“
- „Er ist gerade heimgegangen.“
- „Gerade? Das glaub' ich nicht.“

Auch ein Posten.

Baron (einem Treiber begegnend): „Na, Christian, was für einen Posten habt Ihr denn gekriegt?“

Treiber (auf seine Bende zeigend): „Na, n' tüchtiger Rehposten ist's gewesen vom Herrn Grafen.“

Dementiert.

Dame (schwärmerisch): „Ihre Lieder sind entzückend; sie sichern Ihnen die Unsterblichkeit!“

Dichter: „O, wenn ich das glauben könnte, ich wäre der Glückseligste aller Sterblichen!“

Fatale Selbstkritik.



Barvenu (früher Schlächter): „Höfliche Dachsen! Erinnern mich so recht an meine Vergangenheit.“

Die Sühne.

Humoreske von Fido.

Er trank kein Bier. So sonderbar diese Tatsache auch sein mag, wenn man in Erwägung zieht, daß er ein Jünger der Mäsen war — es war einmal so. Er trank eben keins und erklärte es für unbegreiflich, daß Jemand Vergnügen daran finden konnte, seine Kehle mit einer Flüssigkeit, die bitter schmeckte, in Berührung zu bringen.

Aber dessen ungeachtet war er ein ganz guter Kerl, und seine mit chronischem „Brand“ behafteten Kollegen, welche in demselben Atelier mit ihm den Mäsen Weinwand und Ölmalerei opferten, hatten ihn trotz seiner naturwidrigen Veranlagung gern, und da sie Mitleid mit ihm, dem Durstlosen, hatten, gaben sie die Hoffnung nicht auf, ihn noch zu bekehren.

Immer von neuem unterzogen sie sich der Mühe, ihm ein Verständnis für den Begriff „Durst“ und den edlen Sport des Trinkens beizubringen.

Umsonst!

Vergeblich wiesen sie auf seine Ahnen, die alten Deutschen hin, die bekanntlich „immer noch eins“ tranken, vergebens zitierten sie die feuchtfröhlichen Vorden, welche Gambrinus zu Ehren ihre Saiten erklingen ließen. Der Erfolg aller glütigen Vorstellungen und wohlgemeinten Redungen scheiterte an seiner verstockten Philistertehle.

Die Freunde waren trostlos, ihn nicht als heiteren Kumpan ihrer nächtlichen Gelage gewinnen zu können, und als er sich eines Tages hureißen ließ, ihr bierseeliges Treiben als Unfug und den Ausfluß brutaler Gesinnung zu bezeichnen, da war ihre Geduld zu Ende, und sie beschloßen, ihn für seine Hartnäckigkeit zu bestrafen.

In aller Stille schmiedeten sie einen höchst raffinierten Plan, und sein bevorstehender Geburtstag sollte die Gelegenheit zur Ausführung desselben geben.

Es bestand nämlich unter den bierfreundlich Gesinnten der Ateliergenossen die Abmachung, daß jedesmal an seinem Geburtstage der Betroffene ein „Achtel“ zum besten geben mußte, und sie waren fest entschlossen, sich in diesem Jahre nicht wie an demselben Tage des Vorjahres mit einem Pflaumentuchen, welches Gebäck der übrigens auch vegetarisch angefräntelte, biersüchtige Kollege leidenschaftlich gern aß, abspesen zu lassen. Sie hatten sich vorgenommen, im Notfalle durch Verwirklichung des teuflischen Planes den „Schmiß“ des Achtels zu erzwingen.

Wie vorauszusehen war, blieben alle ihre diesbezüglichen glütigen Anbahnungen erfolglos. Selbst Schmeicheleien wie „Anader“, „Kasser“, „Anauer“ glitten an seinem aalglatten Gewissen ab. Er hatte eben keine Bierehre im Leibe.

Mit der Trodenheit der Kehlen wuchs auch die Erbitterung, und als beim Eintritt der Dunkelheit das Geburtstagskind, ohne das entscheidende Wort gesprochen zu haben, das Atelier verließ, um ein vegetarisches Speisehaus aufzusuchen, da war der Entschluß der Verschwörer zur Reise gediehen, und sie schritten zur Tat.

Wenige Minuten später waren sie in ihrer Stammtneipe versammelt, wo bedeutsame Worte mit dem Wirt gewechselt wurden, welcher unter der Versicherung, daß alles bestens besorgt würde, nach den Kellerschlüsseln griff und dem Knecht des Hauses winkte.

Diesen, obwohl nicht aus dem Rubierland stammenden, aber dennoch zu jeder Kraftleistung mit lebenden und toten Objekten stets bereiten Muskelgewaltigen sah man denn auch kurz darauf mit einem geschulterten Fäßchen Bier auf das Haus zutreten, in welchem unser unglückseliges Geburtstagskind als möbliert Herr bei der braven Witwe Treulich wohnte.

Die Verschworenen hatten den dunklen Hausflur des gegenüberliegenden Hauses als Beobachtungsposten besetzt, von wo sie mit hoher Befriedigung dem ersten Auftritt der von ihnen erfornenen Tragikomödie zuschauten.

Der Hausknecht hatte inzwischen mit dem Fäßchen, dessen Inhalt fröhlich gegen die Holzpflanzen plätscherte, den dritten

Stoß erklimmen und betrat, als die sanftmütige Frau Treulich auf sein Klingeln geöffnet hatte, die Wohnung mit den Worten: „Ich bringe das Bier für Herrn Spachtel.“

„Nanu?“ fragte erschrocken Frau Treulich, „der Herr trinkt ja gar kein Bier.“

„Es ist für Herrn Spachtels Geburtstagsgäste, die er für heute Abend eingeladen hat, und hier ist auch die quittierte Rechnung. Sie möchten den Betrag solange auslegen.“

„So, so“, sagte Frau Treulich, welcher diese Erklärung einleuchtete, ließ das Faß auf einen Küchenstuhl in Herrn Spachtels Zimmer zum Anzapfen bereitlegen und bezahlte die Rechnung im Betrage von sechs Mark.

Die Rückkehr des von seiner Last befreiten Hausknechts wurde im gegenüberliegenden Hausflur mit freudiger Erregung bemerkt, und man erwartete mit Spannung den zweiten Auftritt.

Dieser vollzog sich programmäßig durch das Erscheinen des vegetarisch gesättigten Kollegen, der gemessenen Schrittes seinem friedlichen Heim zustrebte.

Nachdem er die Treppen erstiegen und ihn Frau Treulich wie allabendlich begrüßt hatte, sagte sie nebenhin:

„Das Bier ist auch gekommen, Herr Spachtel.“

„Was für Bier?“ fragte der junge Künstler erstaunt.“

„Nun, das Achtel, welches Sie bestellt haben.“

„Ja? Ein Achtel bestellt? Wo kommt es her?“

„Hier auf der Quittung steht's.“

„Was? Quittung? Sie haben doch nicht etwa...?“

„Bezahlt, ja, sechs Mark, wie Sie gewünscht haben.“

„Aber liebe Frau, Sie wissen doch, daß ich niemals...“

Und hinaus war er und in großen Sägen die Treppe hinab.

Weit schneller als er es betreten hatte, sahen die schadenfrohen Kollegen ihn das Haus verlassen. An der nächsten Laterne blieb er stehen und las auf der Quittung die Adresse des Kneipiers, der das Achtel geliefert hatte, dann faufte er mit Bindeseile die Straße entlang.

Zubelnd traten jetzt die vier Freunde aus ihrem Versteck hervor und zur nächsten Straßenecke, wo sie einen Dienstmann engagierten.

„Gehen Sie schleunigst zu Frau Treulich, hier gleich Nr. 8, 3 Treppen, sagen Sie, Sie seien von Herrn Spachtel geschickt und sollten das Faß Bier abholen. Verstanden?“

Vald kam der Abgesandte zurück, welchem Frau Treulich ohne Weiteres das Faß ausgeliefert hatte, und nun ging's im Triumph, an der Spitze der mit dem edlen Stoff belastete Dienstmann, zum Atelier, wo auf das Wohl des unfreiwilligen Sponsors eine solenne Kneiperei eröffnet wurde.

Als der so schnöde geprellte Maler bei seiner Heimkehr von der erfolgten Abholung des Fasses durch einen Dienstmann erfuhr, durchschaute er den Streich, den ihm seine Kollegen gespielt hatten. Außer sich vor Aerger raste er in den Straßen umher, um derselben habhaft zu werden, bis er schließlich zum Atelier gelangte, wo gerade ein Hoch auf ihn ausgebracht wurde. Die Ausdrücke der Wut und Enttäuschung, welche er auf seine umgebenden Geburtstagsgäste herniederhageln ließ, wurden von dem Jubel derselben überhört, und er mußte es sich gefallen lassen, daß sie ihn als gefeierte Größe im Atelier herumtrugen.

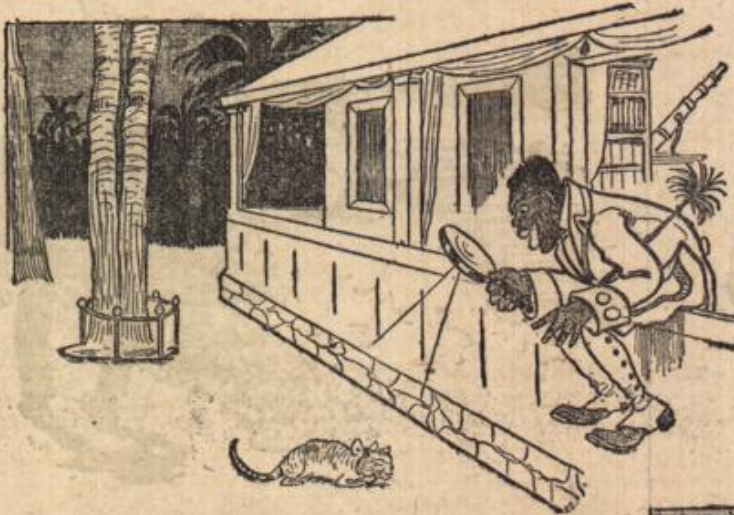
Als er am nächsten Morgen in's Atelier kam, wurde ihm zu seiner nicht geringen Freude ein großer Pflaumentuchen überreicht. Selig im Vorgeschnack des seiner harrenden Genusses wollte er die ledere Lieblingspeise sofort anschneiden, doch da entpuppte sich diese als ein mit Pflaumen garnierter Bierfilz. Er mußte sich daher mit dem Genuß der Pflaumen begnügen, die er ja leidenschaftlich gern aß.

Aber an seinem nächsten Geburtstag hat er freiwillig ein Achtel „geschmiffen“.

Unerwartete Wirklichkeit.

Der Diener, die vergrößerte Katze und der Tiger.

1.

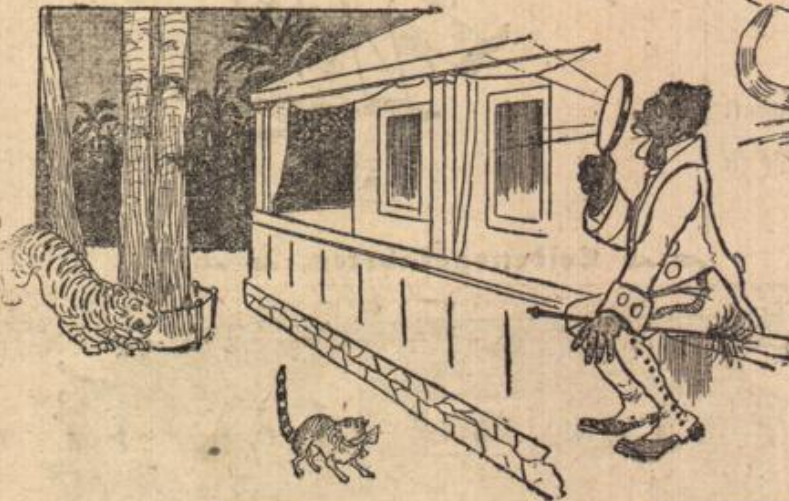


Unglückliche Stellung.

A. (in einem Gedränge zu B.): „Warum stehen Sie denn immer auf den Beinen? Sie können doch sehr gut sehen?“

B.: „Ja, ich hatte mich vorhin einen Augenblick auf die Beine gestellt, und da rückte gleich jemand mit seinen Füßen auf den leeren Platz. Nun kann ich nicht wieder runter.“

3.



Motiviert.

Fisches Stubenmädchen: „Gnädige Frau haben verboten, daß mich mein Sergeant besucht! Wofür halten Sie mich denn?“

Gnädige: „Dich?“ — O für ein ganz braves Mädchen.“

Stubenmädchen (aufgeregt): „Also beargwöhnen Sie meinen Bräutigam?“

Gnädige: „Nein — den halte ich erst recht für einen Brachtmenschen!“

Stubenmädchen: „Na — aber?“

Gnädige: „Ja — aber — Euch Beiden traue ich nicht!“

Druckfehler.

— „Die Darstellerin hatte ihr Gesicht durch einen Schleier verhüllt. Doch trotz der dünnen Gaze konnte man ein reiches Mienenpiel verfolgen.“

Verlockend.

Gattin: „Emil, wenn Du mir den neuen Wintermantel kaufst, bringe ich Dir morgen den Hausschlüssel in die Kneipe nach und überreiche ihn Dir vor allen Deinen Freunden.“

Verschnappt.

Freund: „Kommst Du mit?“

Gausherr: „Ich kann leider nicht; meine Frau hat in Gedanken den Büchenschlüssel mitgenommen, wo meine Stiefel stehen . . . aber morgen Abend, da darf ich!“

Ein guter Kunde.

— „Der Rentier Müller gehört wohl zu Ihren besten Kunden?“

Wildpret Händler: „Ja wohl, der hat nämlich den Ehrgeiz, nur Doubletten von der Jagd heimzubringen.“

2.



Bestrafter Zweifel.

Dame: „Sie können mich frisieren?!“

Kammerzofe: „Gewiß, gnädige Frau — aus dem unbedeutendsten Kopf verstehe ich etwas zu machen.“

Dame (spöttisch): „Wer's glaubt.“

Zofe: „Bitte gestatten Sie mir an Ihnen die Probe!“

4.



12 12 Bescheidene Anfrage. 12 12



„Herr Krause, ich hab' gehört, Sie malen wieder ein neues Bild, die Sappho, könnten's mich nicht als Modell dazu gebrauchen?“

Viel verlangt.

Herr (der einem Bettler ein Paar Stiefel geschenkt hat): „Nun, was wollen Sie noch?“

Bettler: „Geben Sie mir doch noch zehn Pfennige zu Wische.“

Erklärlich.

Erster Sträfling: „Diese Gefängnis-ärzte sind doch merkwürdige Leute!“

Zweiter Sträfling: „Wieso?“

Erster Sträfling: „Na, es kann einem alles Mögliche fehlen, es fällt ihnen nie ein, einem mal Luftveränderung anzubieten.“

Hu.

Frau (zu ihrem Manne): „Unserem Karlichen ist so schlecht; ich glaube, er hat heute Mittag zu viel Kal gegessen.“

„Da müssen wir einen Spezi-aal-Arzt holen lassen.“

12

Ein Schlaukopf.

A.: „Was machst Du denn da mit der zerbrochenen Vase?“

B. (eben einen Brief beendend): „Und so hoffe ich, liebe Tante, daß mein kleines Geschenk zu Deinem morgigen Geburtstag unversehrt in Deine Hände gelangen wird.“

∞

Ach so!

— „Dein Bräutigam ist Dichter? Wie heißt er denn, vielleicht ist er mir bekannt?“

„Ach nein — er hat noch keinen Namen.“

Wie der Maler Klecksel beim Baden seine Kleider gegen Diebstahl schützt.



∞ ∞ Leidensgefährten. ∞ ∞



Gauswirtstochter: „Warum schauen Sie jetzt nur immer so traurig aus, Herr Doktor?“ — Student: „Ach ich warte sehnfüchtig auf den Ersten.“ — Gauswirtstochter: „Ei, da sind wir ja Leidensgefährten.“



Nr. 101.

Samstag, den 30. April 1905.

20. Jahrgang

Theuer erkaufte.

Roman von Ida von Conring.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung.

Das Schlafzimmer war verdunkelt. Man hatte dort ein Fenster geöffnet und die Vorhänge zusammengesteckt. Nun kam der warme Wind in leichten Stößen herein und blähte die grünen seidenen Falten wie Segel empor. Es war so still in dem weiten Raum, daß man das gleichmäßige Ticken der schönen alten Uhr, die drüben auf dem Kaminsims stand, deutlich hören konnte — so still, daß Ulla einen angstvollen, fragenden Blick auf den jungen Arzt warf, der plötzlich neben ihr stand. Dieser schüttelte den Kopf, als beantwortete er die stumme Frage.

„Herr Fowler hat Morphium bekommen“, flüsterte er. „Deshalb liegt er so ruhig da. Ich glaube indessen nicht, daß die Wirkung des Mittels noch anhalten wird. Sie können näher treten, ohne den Kranken zu stören.“

Ulla ging mit vorsichtigen Schritten durch das Zimmer und nahm den großen Armstuhl, der zu Füßen des Bettes stand. Nun, wo ihre Augen sich an das Halbdunkel zu gewöhnen begannen, konnte sie Johns Gesicht ganz deutlich sehen. Er hatte eine gelbliche Farbe, ganz blutlos, die Schläfen waren eingesunken, um die schmerzlich herabgezogenen Mundwinkel lag eine scharfe Linie, wie von herbem Schmerz gegraben. Die Adern am Hals pochten — es war etwas unruhig Flatterndes in ihrem Pulschlage. Johns Hände — lange, schmale, feingliedrige Hände — seine einzige Schönheit, lagen regungslos wie Wachsgelbe auf der dunklen Seidenbede. Wie ein gewaltiger Katastroph stand das Bett da. Ein riesiges Prachtstück von vor Alter schwarz gewordenem Eichenholz, mit überreicher Schnitzarbeit verziert. Die Vorhänge, die in schweren Falten, von einer Krone zusammengehalten, von den Seiten herabwallten, hatte man zurückgeschlagen, um dem Kranken mehr Luft zu verschaffen. An der Hinterwand hing ein großes Bild in breitem Goldrahmen — Johns früh verstorbene Mutter von Meisterhand gemalt. Mit wehmützig süßem Lächeln schaute das liebe junge Weib auf das bleiche Antlitz unter ihr herab.

Die Stille war beklemmend, lastend. Das erregte Blut faufte in Ullas Ohren; ihr Herz schlug, als wolle es zerspringen. Von draußen kam plötzlich ein verllorener Laut — leises, glückseliges Vogelgezwitscher. Der junge Arzt war auf einmal wieder da. Er stand am Bett des Kranken, seine Finger suchten nach dem schwachen Pulse und, wie unter dem Einfluß dieser leisen Berührung, schlug John plötzlich die Augen groß und klar auf. Ein Lächeln kam und lag auf seinen Zügen.

„Ulla, Sie sind da?“ Das klang so unglaublich und froh, daß der Frau die Tränen kamen.

„Bitte, kommen Sie näher, ganz nahe — ich habe Ihnen noch viel zu sagen. Sind wir allein?“

Ulla sah sich um. „Ja, John, ganz allein.“

„Richard soll es nie erfahren, wenn es möglich ist, weßhalb — Sie verstehen.“

Ulla nickte.

„Er würde schwer darunter leiden, und das möchte ich ihm ersparen. Achten Sie auf Frau Meta, Ulla! Richards Ruhe ist theuer erkaufte.“ Dann eine Pause. „Noch Eins! — das Sprechen will nicht gehen — in meinem Testament — Sie dürfen

nicht ablehnen, Ulla! Richard bedarf des Geldes — Sie handeln in meinem Sinn, wenn Sie ihm damit helfen.“

Ein grauer Schatten glitt über Johns Züge. Der furchtbare Schmerz begann aufs Neue zu erwachen. Ein dumpfes Stöhnen entrang sich ihm.

„Sie versprechen es mir?“ sagte er leise, fast unhörbar.

„Alles, John, Alles, was Sie wollen.“

Ulla schwieg, denn Richard war eingetreten. Die Geschwister standen Hand in Hand da und lauschten den abgerissenen Sätzen, die der Kranke sprach. Er war wieder in seiner Kindheit, und alte Erinnerungen stiegen vor ihm auf. „Ulla, Ulla!“ Der Name kehrt immer wieder, immer mit dem Ton zärtlichster Liebe genannt.

Plötzlich schien John wieder zur Besinnung zu kommen. Sein Blick war klar und ruhig.

„Beten Sie mit mir, Ulla! Ich gehe heim.“

Und Ulla sprach knieend, mit fester Stimme, das Gebet des Herrn. Ihr war so friedvoll, so weltentrückt, und sie fand Worte aus tiefstem Herzen kommend, den Sterbenden auf Gottes Nacht und Gnade zu verweisen.

Auch Arnold war plötzlich da. Mit tiefstem Antlitz stand er im Hintergrund, neben ihm der fassungslose alte Diener. John nickte Beiden zu.

„Du hast kein Glück mit den Fowlers, Anton!“ sagte er matt. „Schon den Dritten siehst Du sterben. Dank für Deine Treue, alter Freund! Du lauscht nun Deinen Lebensrest in Ruhe hinbringen; ich habe reichlich für Dich gesorgt.“

Dann ein Blick auf Arnold, ein seltsamer, überirdischer, der von ihm auf das gesenkte Haupt der knieenden Frau glitt und den Arnolds Augen ernst und fest erwiderten. Die Beiden hatten sich ohne Wort verstanden. Das stumme Gelächern war gegeben und empfangen. Richard hielt, zur Seite stehend, die Hand des Freundes in der seinen. Er athmete schwer und rang mit der übermächtigen Bewegung.

Ulla sah auf. Johns Augen ruhten mit einem Blick grenzenloser Liebe auf ihr. Sie schob den Arm vorsichtig unter das Kissen, so daß sein Kopf an ihrer Schulter lag.

„Leiden Sie, John?“ fragte sie angstvoll.

„Ganz ohne Schmerzen.“ Er sprach sehr leise, aber vollkommen deutlich. „Ein leichter Tod. — Ulla wird mich nie vergessen. Wollen Sie mich einmal küssen, Ulla?“

Sie legte die Lippen auf die kalte Stirn des Sterbenden. Da war das Lächeln wieder, das so überirdisch ansah und sein gutes Gesicht förmlich verklärte.

„Beten Sie, daß Gott mich in Gnaden aufnehmen möge!“ murmelte er. „Ich hoffe, daß er mir verzeihen wird. Ulla, haben Sie Dank für Alles! Sie sind meines Lebens Heiligkeit gewesen.“

Die Worte wurden immer leiser — es kamen noch einige kaum verständliche Silben, von denen die angestrengt lauschende Frau nur verstand: „Mama grüßen.“ Dann flog plötzlich ein seltsamer fremder Zug über das liebe bekannte Gesicht. Etwas Stammelndes, Fragendes prägte sich darauf aus und die blassen Lippen schlossen sich, als wollten sie ein Geheimnis bewahren,

das die brechenden Augen erblickt hatten. Ein tiefes Ausathmen — und noch eins — der Körper streckte sich und John hatte die Schwelle des unbekannten Landes überschritten.

Arnold führte seine Frau nach Hause und unterbrach mit keinem Wort die schmerzliche Trauer. Nur, als sie daheim in wehmüthigem Sinnen dasaß, legte er den Arm um sie und sagte leise:

„Mir ist, als mühte ich Dich noch mehr lieben, Alla, um Dir zu ersetzen, was Du mit John verloren hast.“

13.

Richard sah noch lange einsam in Johns Wohnzimmer. Eine Fluth schwerer, düsterer Gedanken rollte über ihn dahin. Jetzt fühlte er mit peinlicher Schärfe, wie theuer ihm der Freund gewesen, an dessen Gestalt sich tausend Erinnerungen der glücklichen Kindheit und Jugend knüpften. Nun kam die Reue über Richard, daß er John so achtlos bei Seite geschoben, ihn tausendmal vernachlässigt, seine Bewerbungen um Alla kaum ernsthaft genommen hatte. Und John war immer derselbe gewesen und geblieben, treu wie Gold und ohne Falch; derselbe in guten und bösen Tagen. Mit welcher Zartheit und Herzengüte hatte er noch in der letzten Zeit Richards schwierige Lage geordnet! Ihm war, als sei es gestern gewesen, als er hier bei John gesessen und dieser ihm in großmüthigster Weise gebissen, ohne ein Wort des Dankes dafür zu begehren oder anzunehmen. Richard stützte den heißen Kopf mit der Hand.

Auch diese Erinnerung kam zurück, um an den jähen Tod des Freundes ihr häßliches, banges „Aber“ zu heften. Die Fowler'schen Erben würden Zurückstattung der großen Summe, wenigstens ihre Sicherstellung verlangen. Das war ja dann das Ende. Es mußte unfehlbar zum Zusammenbruch kommen und der Strudel verschlang nicht seine und Metas Existenz allein — ihnen geschah ja damit nur, was sie reichlich verdient hatten — sondern riß die alte, stolze Firma ebenfalls mit herab.

Und dann war, noch etwas da, was Richards Brust beklemmte, ihn wie eine Ahnung kommenden Unheils quälte. Etwas Geheimnißvolles, das von Johns Tod in sein eigenes Schicksal hinüberreichte. Immer wieder mußte er darüber grübeln, weshalb John nicht ihn gebeten, sein Sekundant zu sein. Das war ein absichtliches Uebergehen, dessen Grund er nicht herausfinden konnte. Und dann — soeben beim Abschied — Arnold hatte etwas sagen wollen und Alla ihm erschrocken gewinkt, zu schweigen. War denn etwas geschehen, was er, Richard, nicht schweigen durfte? Etwas, das Geheimniß zwischen John und Alla bleiben sollte? Und sie hatte ihm beim Scheiden einen wehmüthig liebevollen Blick zugeworfen. Wollten ihre Augen etwas sagen, was die Lippen nicht laut lassen werden durften?

Richard stand auf und hob die Schultern, als läge eine unsichtbare, zentner schwere Last auf ihnen. Es war wohl endlich einmal an der Zeit, nach Hause zu gehen und Meta von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Und doch konnte Richard sich nicht dazu überwinden. Ihm graute vor der scharfen Stimme seiner Frau, vor ihrer Reugier, ihren taktlosen Fragen. Noch nie hatte er es empfunden wie in dieser Stunde, welch eine Kluft sein Seelenleben, sein Empfinden von dem ihren trennte — und sie sollte ihm doch auf der Welt die Nächste und Liebste sein! Aber das Jögern hatte keinen Zweck. Einmal mußte es ja doch sein. In Richards Schläfen sang und brauste das erregte Blut — er sehnte sich krankhaft nach Ruhe und gedämpftem Licht. Jetzt daliegen dürfen im verdunkelten Zimmer, wo der laue Frühlingswind die Vorhänge leise bewegte, ohne Sorgen, ohne Furcht vor dem Erwachen. Richard fuhr zurück, als ihm plötzlich einfiel, daß er, der junge, gesunde Mann, der einen guten Namen trug und die schönste Frau von Hamburg sein eigen nannte das Loos des einsamen Todten da nebenan soeben vom Grund seines Herzens beneidet hatte.

Aber ohne Abschied konnte er sich nicht von John trennen. Richard kehrte noch einmal in das Sterbezimmer zurück. Lange stand er da und sah das stille Antlitz an, über das jetzt ein feierlicher, geheimnißvoller Schatten sich gebreitet hatte. Und plötzlich überkam Richard ein wohnsinniges glühendes Verlangen, daß die bleichen Lippen des Todten sich noch einmal zu einem Worte verständnißvoller Güte öffnen, die festgeschlossenen Augen sich noch einmal aufthun möchten. Mit stockendem Herzschlag stand er da und harrete eines Wunders — lange, lange. Umsonst. Der Tod hielt seine Beute fest, fast so unbarmherzig wie das Leben selbst, und Richard wandte sich mit schwerem, aus tiefster Brust kommendem Seufzer zum Gehen.

Auf dem langen Wege stürmten die kaum verjagten Gedanken aufs Neue mächtig auf Richard ein. Jetzt mußte er sich dem Vater entdeden, Alles gestehen, alle Schuld auf sich nehmen. Nicht aus böser Absicht, aber durch Schwäche und leichtsinniges Gehenlassen, hatte er das Uebel heraufbeschworen. Was für Tage und Stunden standen ihm und den Anderen bevor, und kein

John war da, der ihm mit Rath und That zur Seite stehen würde.

Als Richard, der seine Frau vergebens in ihrem Douboir gesucht, das gemeinschaftliche Schlafzimmer betrat, hörte er einen erstikten Schreidensruf und sah, daß Meta freideweß in das anstoßende Toilettezimmer flüchtete. Er blieb stehen und sah ihr nach. Ein furchtbarer Arawohn stieg in ihm auf. Was konnte sie fürchten, vor wem floh sie?

„Meta komm' her, sofort!“

„Nein, nein, ich will nicht“, rief sie und versuchte die Thür abzuschließen. „Laß mich allein Richard, oder ich rufe um Hilfe. Du machst Augen, daß man sich tod fürchten möchte. Ich habe mir nichts vorzuwerfen, hörst Du, nichts!“

Richard hielt mit der Rechten den Thürgriff und starrte saßungslos auf die angstzitternde Frau, die jetzt auf der Chaiselongue zusammenkauerte und das Gesicht in den seidenen Kissen verbarg. Und dann zuckte es plötzlich wie ein Blitz vor seinen Augen nieder, und der Grund von Metas rasender Angst stand ihm greifbar, fürchterlich klar vor der Seele! Weiner! Wie hatte er so blind sein können! Der liebenswürdige Hausfreund, dem die kleine eitle Seele da ins Netz gegangen war! Und John hatte es zu zerreißen versucht und mit dem Leben dafür bezahlt? Aber es war, als sträubte sich Richards ganzes Empfinden gegen diesen Gedanken. Mit einem letzten Schimmer von Hoffnung, daß noch ein Irrthum möglich sei, rief er, Metas Arm mit harter Faust packend:

„Sag' mir Alles, weißt Du, was geschehen ist?“

„Weiner hat seinen Freund Barkendorf zu mir geschickt“, erwiderte Meta. „Zu schreiben wagte er nicht, er ist schon abgereist, gleich nachher, und kommt nicht wieder.“ Und in lautes Weinen ausbrechend fügte sie kläglich hinzu: „Verzeih' mir, Richard, ich bin nicht so schuldig, als Du fürchtest.“

Sie schrie entsetzt auf, als sie in sein blutloses, entstelltes Gesicht sah.

„Alles will ich wissen“, knirschte er. „Alles. Wann und wo hast Du ihn allein gesehen?“

Meta berichtete stotternd und unter Thränen von der Spazierfahrt. „Es war das einzige Mal“, jammerte sie, „ich bin nie wieder mit ihm zusammengekommen; ich war so voller Reue und wollte mich bessern. Richard, ganz gewiß, es thut mir so leid.“

Daß die Fahrt am gestrigen Tage, zu welcher Weiner sie vergeblich erwartet hatte, nur durch Richards unvermuthet eiliges Nachhausekommen verhindert worden war, verschwiegen sie natürlich.

„Meta“, sagte Richard und seine Hand schloß sich fester um ihren Arm.

„Spare Dir die krummen Wege! Ich will die ganze volle Wahrheit hören. Hast Du den Menschen geliebt?“

„Richard, wie kannst Du so etwas für möglich halten? Er ist mir ganz gleichgiltig. Nur weil Du immer schroff und vertriehlich warst und ich mich so langweilte, mochte ich gerne mit Weiner ein bißchen schwagen. Er war immer so amüsant. Aber geliebt habe ich ihn nie, gewiß nicht, Richard! Wenn Du mir doch nur glauben wolltest!“

„Also nicht einmal die Entschuldigung einer großen Leidenschaft bleibt Dir! In sträflichem Leichtsinne, aus Eitelkeit hast Du gewagt, meinen Namen und meine Ehre durch den Schmutz der Straße zu ziehen. Herr Gott!“ rief er außer sich. „Und Du hast mir diesen Preis gekostet! Um Deinetwillen, Du elendes Geschöpf, ist mein theuerster Freund in den Tod gegangen.“

„Richard! Richard!“ schrie Meta und rang in wilder Angst die Arme zu ihm empor. „Ich habe ja nichts gethan, nimm doch Vernunft an! Ich bin niemals Weiners Geliebte gewesen, das schwöre ich Dir bei unserem Kinde.“

Ein Zug des Ekels glitt über sein Gesicht.

„Es ist Dein Glück, daß Du mich daran erinnerst. Ich darf nicht vergessen, daß Du Annis Mutter bist. Was ich weiter beschließen werde, sollst Du erfahren. Nein, keine Bekehrungen mehr — oder ich komme um den Rest meiner Geduld.“

Er wandte sich ab und verließ ohne noch einen Blick auf die schluchzende Frau zu werfen, schweren Schrittes das Zimmer.

In den nächsten Tagen ging sich das Ehepaar so viel als möglich aus dem Wege. Richard arbeitete bis in die Nacht hinein, um einen Ueberblick der Geschäftslage zu bekommen. Außerdem ging es gegen sein Heimgedühl, stürmische Szenen und Thränenströme heraufzubeschwören, ehe der Körper des Freundes, der für ihn das Leben in die Schanze geschlagen, zur letzten Ruhe bestattet worden war.

(Schluß folgt.)



Unverhoffte Beute. Eines Tages segelte in den Hafen von Ramsgate in England ein altes norwegisches Holzschiff ein, dessen Rumpf gänzlich mit Seealg und Algen bewachsen war. Hinter demselben folgte wie in Prozession eine ungeheure Menge von großen und kleinen Meerbarben, einem sehr wohlschmeckenden Fisch. Mit der Flut wurde das Schiff in das Dock geführt, und die ganze Fischprozession folgte auch hierin nach. Ob die Fische von den Algen, die den Rumpf des alten Kastens bedeckten, angelockt wurden, ist ein Rätsel, das bis heute noch nicht gelöst ist. Kurz, als die Ebbe eingetreten war, und man das Wasser aus dem Dock ablaufen ließ, bedeckte eine über fünf Fuß dicke Schicht von springenden großen Fischen den Boden des Bassins. Mehr als zwanzig Wagenladungen holte man heraus, welche für die Summe von 10 600 Mark versteigert wurden. — Eine heftige Sturmflut durchbrach einst den Seedeich an der Küste von Suffolk in England und überflutete eine große Strecke tiefliegenden Landes. Der Farmer, dem das Land gehörte, raufte sich zuerst das Haar über sein Unglück, denn der Ertrag seiner Wiesen war für dieses Jahr gänzlich dahin. Sobald er aber am anderen Morgen, als das Wasser sich wieder verlaufen hatte, kam, um seinen Schaden zu befehen, wie erkannte er, als er sein ganzes Land über einen Fuß hoch mit Makrelen, einem der delikatesten Meerfische, bedeckt fand. Sofort wurden alle Karren und Lastwagen der Umgegend aufgeboden, und in sechshundertfünfzig Ladungen wurden die Fische nach London gebracht. Tausende von Fischen waren natürlich verdorben und wurden als Dünger verkauft. Aber trotzdem hatte der Farmer, nachdem der Schaden im Deich ausgebessert, und der Wiesenertag abgerechnet war, noch einen Reingewinn von 3400 Mark in der Tasche.



Der Tabakswurm. Der eigentliche große Konsument der ungeheuren Mengen von Tabak, die alljährlich angebaut und verarbeitet werden, ist der Mensch. Soviel uns bekannt, gibt es nur ein einziges Tier, welches ebenfalls den Tabak liebt, indem es begierig die Tabakblätter auffrisst, bevor sie noch zur völligen Reife gediehen sind. Ebenso myriadenweise und gefräßig fällt es über sie her, wie die Heuschrecken, wenn diese über ein Kornfeld sich hermachen und es in kürzester Zeit kahl fressen. Dieser gefährliche Liebhaber des Tabaks ist ein kleiner Wurm von hellgrüner Farbe mit einigen dunkleren Querstreifen rings um den Leib. Nicht jedes Jahr zeigt er sich und nicht überall gleichzeitig, sondern er kommt ganz plötzlich, gewöhnlich wenn man am wenigsten an ihn denkt, ähnlich wie die Heuschrecken es zu machen pflegen, die ja auch nicht so regelmäßig wiederkehrend in ihren Gewohnheiten sind, wie bei uns die Maitäfer. Wenn der grüne Wurm erscheint, dann ist er ein Schrecken für die Pflanze in Virginia und den anderen Tabaksländern der Vereinigten Staaten. Das war auch in früherer Zeit schon so, als die Sklaverei dort noch bestand. Erntete eines frühen Morgens der Schreckensruf: „Der Tabakswurm ist da!“ und sahen der Plantagenbesitzer und dessen Aufseher mit Verdruß und Sorge die Myriaden grüner Würmer, welche auf den Tabaksblättern umherkrochen, dann hieß es: „Schnell alle Neger heraus! Rasch ans Ablesen und Töten des verwünschten Angezieters, oder die diesjährige Tabaksernte geht verloren!“ — Und es wurden die hundert oder noch mehr Sklaven der Pflanzung zu der widerlichen und auch mühsamen Arbeit beordert, womit sie sich abplagten mühten vom Tagesgrauen bis zum Einbruch der Dunkelheit. Jeder Neger erhielt ein bestimmtes Areal des mit Tabaksstauden bestandenen großen Feldes zugewiesen, die Weiber ein kleineres, die Kinder ein noch geringeres. Aber so sehr sie alle auch abmühten im Schweiß ihrer schwarzen Angesichter, manchmal vermochten sie doch nicht die Arbeit zu bewältigen; die wimmelnden Myriaden von Würmern spotteten ihrer vereinten Anstrengungen. Nun geschah es einmal auf einer Pflanzung in Virginia, daß ein großer Trutzhahn, den ein alter Neger in seinen Mußestunden durch liebevolle Behandlung gezähmt und so an sich gewöhnt hatte, daß er ihm überall nachließ, an einem schönen Frühmorgen auch seinem schwarzen Gebieter auf das Tabaksfeld folgte, als gerade bittere Notwendigkeit es heischte, daß man gegen den Tabakswurm zu Felde ziehen mußte. Der Trutzhahn machte sich alsbald fleißig daran, seinem Herrn bei der unangenehmen Arbeit zu helfen, indem er mit größtem Eifer die grünen Würmer von den Tabaksblättern wegpickte und sie anscheinend mit bestem Appetit verspeiste. Mit solcher Schnelligkeit verrichtete er dies,

daß der alte Neger ganz entzückt schrie: „O Wunder! Seht doch, mein Trutzhahn verkehrt das Geschäft viel besser als irgend einer von uns!“ — Der Aufseher und auch der Pflanze selbst eilten zur Stelle und beobachteten mit Interesse die emsige und nützliche Tätigkeit des braven Trutzhahns. Sofort wurden alle dem Pflanze und dessen Negern gehörigen Hühner, sowie alles sonstige Geflügel auf das Tabaksfeld getrieben, und die Vögel halfen bereitwillig bei der Vertilgung der grünen Würmer, indem sie gleichzeitig sich daran mästeten. Von der Zeit an kannte man also ein wirksames Mittel wider den lästigen und gefährlichen Schädling. Eigens richtete man auf den Pflanzungen große Geflügelhöfe ein, um in genügender Anzahl solche zuverlässigen Helfer stets verfügbar zu haben, wenn eine schnelle Bekämpfung des Tabakswurms sich als notwendig erwies. Man scheint ihn dadurch vertilgt zu haben.



Geschenkt wird nichts genommen. Der bekannte Doktor Heim in Berlin wurde eines Tages zu einem Weber in der Wilhelmstraße gerufen, wo er die Frau schwer krank und in der bittersten Armut fand.

Er verschreibt die Medizin und gibt dem Manne Geld zur Anfertigung derselben. Dies wiederholt er, so oft er kam. Der Zustand der Frau bessert sich, sie bedarf jedoch der Stärkung, Heim schenkt deshalb dem Manne dann und wann eine Flasche Wein aus seinem Keller. So vergehen sechs Wochen, und die Frau ist endlich gesund. Da klopft es, eben als der Geheimrat ausfahren will, eines Morgens an seiner Türe; der Ehemann der Genesenen tritt herein und fragt ihn, was er schuldig sei. Heim antwortet ihm, er soll es nur gut sein lassen.

„Ne!“ meint der Weber, „da kennen Sie mich noch nicht, Herr Geheimrat! Jeschenkt wird nichts genommen; ich dhue och nicht umsonst.“

„Kas Er nur sein!“ ruft lachend Doktor Heim und will gehen.

„Ne, ne!“ antwortet der biedere Handwerker und hielt ihn fest, „ich muß det erst abmachen!“

„Nun, geb’ Er mir einen Taler!“ sagt zum Scherze der Arzt.

„Einen Taler?“ ruft erstaunt der Biedermann aus, während er in die Westentasche greift. „Ich dachte, zehn Groschen wär wohl och jenuch!“

Damit legte er das herabstagierte Honorar auf den Tisch und geht mit dem Bewußtsein von dammen, den Arzt über Gebühr für seine Leistung honoriert zu haben.

Aus der guten alten Zeit. Im Altertum und im Mittelalter gab es keinen Unterschied zwischen dem Wirt- und dem Gasthaus, wie ihn die moderne Zeit seit rund zweieinhundert Jahren kennt. Wie man heute noch in kleineren Orten und insbesondere auf dem Lande, die Beherbergung in die zweite Linie neben dem Wirtschaft- und Speisehausbetrieb stellt, so sind alle älteren Gasthäuser hauptsächlich Cénituben gewesen, in denen man zur Not auch ein einfaches Nachtlager fand.

Das Römische Reich besaß solche Einrichtungen bereits vor rund zweitausend Jahren. An den großen Poststationen erhoben sich Gebäude, wo man Pferde einstellen und mieten und ein Nachtquartier nebst Speise und Trank finden konnte. Vornehme Personen jedoch benutzten diese Herbergen nur im äußersten Notfalle. Ihr Reisegepäck enthielt, Zelte oder gar tragbare Häuser, die am Ende der Tagesfahrt von den Sklaven für die Herren aufgeschlagen und bewacht wurden. Nicht so bekäglich durchzogen die Mächtigen des Mittelalters die Länder. Fanden sie nichts auf Burgen, Hofgütern oder in dem umfriedeten (deutschen) Quartier, so mußten sie hiwaktieren. In den nördlich der Alpen noch dünnbesäten Städten mußte selbst der Kaiser die Gastfreundschaft des Bischofs oder der Bürger anspredchen, wenn er innerhalb der Mauern keine „Pfalz“ besaß. Gut bewirtet wurden die römischen Könige gewiß, sofern ihre Freundschaft den Städten von Nutzen erschien. Dabei mußten die Bürger natürlich tief in den Säckel greifen. Die Berner beispielsweise hatten 1414 König Sigismund mit 800 Reitern und zugleich den Grafen von Savoyen mit 300 Pferden, sowie den Grafen von Montferrat mit 100 Begleitern in der Stadt. Der Besuch brachte ihnen politische Vorteile, kostete aber an Auslagen 2000 Pfund Pfennig, also etwa hunderttausend Franken nach unserer Wertberechnung. Auch Kaiser Karls IV. (der Vater Sigismunds) Aufenthalt in Bern soll der Stadt eine ähnliche Ausgabe bereitet haben. Die Gastfreundschaft ward in solchen Fällen im größten Umfange geleiht. Kein Haus blieb vor der Einquartierung verschont, jeder der Fremden erhielt neben völlig freier Verköstigung ein wertvolles Andenken. Schmiede und Sattler hatten alle Hände voll zu tun, um die Reparaturen an den Waffen und an der Ausrüstung der Gäste auszuführen. Pfeifer und Trompeter mußten von früh bis spät aufspielen zu Kurzweil und Tanz. Was es überhaupt Gutes und Fröhliches auf viele Stunden im Um-

Freise, das wurde dem Könige und seinen Begleitern zu Ehren herbeigeschafft. Mit der Zeit jedoch mäßigte sich die Ausdehnung der südtürkischen Gastfreundschaft gegenüber den viel reisenden — und ewig geldbedürftigen Herren. Als Kaiser Max I. 1547 in Augsburg das Hoflager aufzuschlagen gedachte, bedeutete man ihm fast unhöflich, daß er zunächst darauf sinnen sollte, seine alten Schulden zu zahlen.

Allmächtig. Der bekannte Geschichtsschreiber und Literaturhistoriker Professor Servinus kam einst spät abends nach Hause. Es schneite stark und war recht kalt, darum klopfte er ungeschämt an das Thor, bis endlich der Portier seine Türe von innen öffnen ließ und rief: „Wer ist draußen?“ — „Ich!“ antwortete Servinus. — „Wer ist dieser Ich?“ fragte der Portier ungeduldig, da er des Professors Stimme, der erst seit zwei Tagen in diesem Hause wohnte, noch nicht kannte. — „Nun, der Professor!“ war die lakonische Antwort. — „Was für ein Professor?“ — „Zum Kuckuck! Ich bin ein Professor, der alles kann!“ erwiderte Servinus in guter Laune. Der Portier war aber nicht in der Stimmung, auf diesen Scherz einzugehen. „Nun, wenn Sie alles können,“ schloß er brummend die nächtliche Unterhaltung, „dann machen Sie sich gefälligst nur selbst auf!“ Damit ging er davon und Servinus mußte wirklich für die Nacht ein Hotel aufsuchen, um Unterkommen zu finden.

Wühlungene Aushöhlung. Ein englischer Professor, der ein eifriger Anhänger der Mäßigkeitsgesellschaften war, gab einst einem Zimmermann den Auftrag, in seinem Wohnzimmer einige Reparaturen vorzunehmen. Beim Ausbessern eines Winkels in der Nähe des Kamins mußte die Verkleidung einer Wand weggenommen werden, und der erstaunte Zimmermann gewahrte eine Nische, in welcher eine Anzahl Weinflaschen, Weingläser und auch ein Weinfäßler friedlich nebeneinander standen. Der Zimmermann setzte den Professor von diesem seltsamen Funde sofort in Kenntnis. „Hm,“ sagte dieser, „das ist sehr sonderbar. Wahrscheinlich sind diese frivolen Sachen noch aus der Zeit da stehen geblieben, wo der alte Hauptmann Brown das Zimmer bewohnte. Das mögen jetzt wohl an dreißig Jahre her sein!“ — „Möglich,“ erwiderte der Zimmermann, „aber, Herr Professor, das Eis im Kühler muß barbarisch gefroren sein, daß es seitdem noch nicht wieder aufgetaut ist.“

Bestrafte Höflichkeit. Fürst Günther von Schwarzburg-Sondershausen (gest. 1835), ein durch seine Schenken und Pferde-liebhabereien bekannter Herr, besaß auch eine große Leidenschaft für das Theater. In sein Hoftheater hatte jedermann freien Zutritt und der Fürst saß patriarchalisch inmitten seiner Bürger und Bauern im Parterre, gemüthlich plaudernd und die Pfeife qualmend. In diesem Theater herrschte nämlich absolute Rauchfreiheit. Fremde, selbst zu Fuß durchreisende Studenten wurden von den Hofkavalieren im Namen des Fürsten in das Theater geladen und auf Ehrenplätzen untergebracht. So erging es ihm Jahre 1829 einem preussischen Major aus Berlin, der das nichts weniger als amüsante Schauspiel „Ritter Bayard“ von Kohebus anhören mußte. Als Mann von Welt jedoch äußerte er sich dem Fürsten gegenüber, der ihn fragte, wie ihm das Stück gefallen habe, sehr höflich: „Ganz famos. Ich möchte es gleich noch einmal sehen, so gut gefiel es mir.“ „Halt! Vorhang auf!“ schrie der Fürst sogleich nach der Bühne hin-auf. „Noch mal von vorn anfangen; dem preussischen Major hat's so gut gefallen!“ Und die armen Schauspieler mußten ihren „Ritter Bayard“ noch einmal herunterspielen, und der höfliche preussische Offizier mußte noch einmal den ganzen Schwallm mitanhören und mitanhören, weil er so höflich gewesen war.



Die Flitterwochen. Herr Plämpel hat eine hübsche Witwe geheiratet und befindet sich im ersten Stadium seines jungen Glückes.

„Süßes Herz,“ flüstert er, „wirst Du jemals die Flitterwochen vergessen können?“

„Welche meinst Du?“ fragte sie geistesabwesend.

Ein Biss.

Ihr Kummer. Ella: „Meine Mutter will nicht, daß ich heirate.“

Nella: „Wieso? Hat sie das gesagt?“

Ella: „Nein. Aber sie erzählt allen Leuten, sie hätte zu meinem Alter gerade so ausgesehen wie ich.“

(Lit-Gila.)

Räthsel und Aufgaben.

Füllräthsel.

ä	e
g	v
h	c
e	e
u	y
i	t
n	e
i	v
o	n

Statt der Punkte sollen Buchstaben gesetzt werden, so daß Wörter entstehen, deren Anfangs- und Mittelbuchstaben die Namen von zwei Schriftstellern der Neuzeit nennen. In anderer Reihenfolge bezeichnen die Wörter: Ein Mitglied eines geistlichen Ordens; einen Vogel; eine Blume; einen Komponisten; eine Binne; einen Vornamen; einen italienischen Dichter; ein Verhältnis für Feldfrüchte; Zeitmesser.

Magisches Kreuz.

a	b	c
e	e	e
e	e	f
i	i	l
n	n	o
r	r	s
s	t	t

Die Buchstaben des Kreuzes ordne man derartig, daß die senkrechten und wagerechten Buchstabenreihen die Namen von zwei deutschen Städten, einen germanischen Volkstamm, zwei Königreiche in Europa und eine Belag für Fußböden nennen.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Silbenräthsel.

Nachen
Lauter
Püttich
Chomich
Senje
Beracruz
Giner
Nole
sensitiv
Thomas
Erbe
Hammel
Gifel
Nicaragua
Gerbert
Gebenholz
Sbis

Alles verstehen, heißt alles vergehen.

Worträthsel.

Sammlung, Peda, Dichter, Zuiay, jegliches, Libanon, Chemnig, Genuß, Schäfte, Tenor, Niemand, Bermatt, Epitter, Tresor, Teiche, neben, kräftig, Telegramm.

Samme dich zu jeglichem Geschäfte,
Nie zersplittre deine Kräfte.

(Bodenstedt.)

Rebus.

Vasco de Gama.

Auflösung des Rebus aus gestriger Nummer: „Ein guter Name ist besser als Silber und Gold.“